



Hans-Martin Gauger

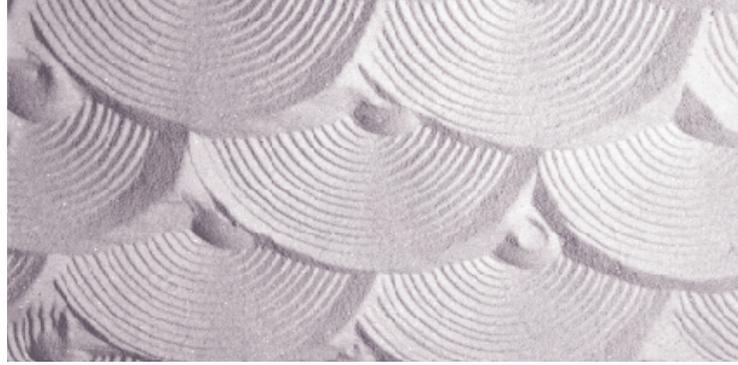
## Ist da eine Stummelsprache zugange?

Anmerkungen zur E-Mail

Mit dem Ausdruck, der die Sache bezeichnet, beginnt bereits die Irritation, dann aber hört sie bei mir auch schon auf – fast ganz, denn E-Mail und E-Mails sind wunderbar! Offenbar ist dieser schöne Weg, sich auszutauschen, in Kontakt zu treten und zu bleiben, nicht sehr geheim, aber das kann unsereinem egal sein – am geheimsten ist wohl noch immer der normale Brief per Post oder, besser noch, ein Zettel, den man in einen Brief hineinlegt und dem man das Eigentliche anvertraut. Der Zettel der Freundin zum Beispiel kann vom Empfänger als bald vernichtet werden, während der ›harmlose‹ Brief bei der vielleicht ahnungslosen Gattin möglicherweise keinen Argwohn erweckt (das habe ich aus den eben publizierten [!] Briefen Gottfried Benns an die sehr junge Ursula Ziebarth gelernt). Die E-Mail erlaubt – es ist ihr schönster Vorteil – eine eigentümlich entspannte, also praktische Form des Kommunizierens. Man braucht nicht, wie in einem Brief oder einem Telefongespräch, mit einer Einleitung zu beginnen, also mit Erkundigungen nach dem Ergehen. Besonders am Telefon ist es ja ausgeschlossen, nachdem man sich längere Zeit nicht gesehen und gesprochen hat, sich *nicht* zunächst nach dem Befinden zu erkundigen, dem des Angerufenen selbst, aber auch dem seiner Umgebung (»Und Inge? Was macht die?«). Beim Anruf wartet man förmlich darauf, dass der Anrufende endlich sagt: »Du, ich rufe dich an, weil ...« Und selber macht man es – oft nicht ohne leichte Scham – nicht anders. Weiter stellt sich beim Telefonieren die Schwierigkeit des Beendens (manche sind da sehr grob): Wer soll aufhören? Wer darf zuerst die Schlusssignale setzen: »Also, schön, dann machen wir's so, ja, gut, einverstanden« etc.? Der Anrufende oder der Angerufene? Ich meine – in Analogie zu einem Besuch, denn eine Art Besucher ist er ja – der Anrufende. Wenn der Angerufene durch solche Signale zum Abschluss drängt, müsste er sich, finde ich, eigens dafür entschuldigen oder es erklären: »Du, es tut mir furchtbar Leid, aber im Augen-

blick ...« All dies entfällt bei der neuen Form des Kommunizierens per E-Mail. Hier gibt es nur die Voraussetzung, dass jemand einigermaßen regelmäßig in seinen ›Briefkasten‹ schaut, wie es charakteristisch heißt. Und eine neue Form abwertender Beurteilung lautet denn auch: »Das ist einer von denen, die nicht in ihren Briefkasten schauen.« Übrigens gehört zur Entspanntheit dieses Kommunizierens, dass man – bisher jedenfalls – sich noch recht tolerant zeigt in dieser Frage. Man erwartet nicht umgehend Antwort, sonst müsste man zusätzlich anrufen und sagen: »Du, schau mal in deinen Briefkasten!«

Der Name also. Bei uns heißt das Ding ›E-Mail‹, gesprochen wie ›ihmehl‹, im Französischen ›courrier électronique‹ (›courrier‹ hier nicht ›Kurier‹, sondern ›Post‹), und auf Spanisch sagt man ›correo electrónico‹. Warum sperrt sich das Deutsche gegen das analoge ›elektronische Post‹ oder ›elektronisch senden‹ oder ›schreiben‹? Ein anderes Beispiel: Alles redet nun, nach dem ominös zeitwendenden 11. September (on verra bien), von den ›twin towers‹ – kein Spanier, auch wenn er Englisch kann, käme auf den Gedanken, wenn er in seiner Muttersprache redet, dies englisch auszudrücken; und wenn er es hörte, erschiene es ihm affig. Er würde selbstverständlich sagen, und in jeder Zeitung steht es so: »las torres gemelas«. Warum sagt man bei uns nicht ›die Zwillingstürme‹ (nur wenige wagen es)? Warum macht man sich bei uns eher damit auffällig (»ja, er meint die ›twin towers‹«)? Ich will gar nicht werten, weil dies etwas weitläufiger ausfallen müsste, ich halte nur die eklatante und sicher kennzeichnende Differenz fest. Zugegeben: Wir haben bei diesem ›neuen‹ Medium immerhin rein grafisch eine milde Eindeutschung. Der neue *Duden* mit den »neuen Regeln« und den »neuen Schreibungen« schreibt unenglisch (das ist schon mutig) mit zwei Majuskeln »E-Mail«, entscheidet sich sodann für feminines Genus (obwohl viele ›das‹ Mail sagen) und definiert unaufgefordert:



»elektronischer Daten- und Nachrichtenaustausch über Computernetze«. Der geniale *Petit Larousse illustré* (1999), an sich gerade für Definitionen zuständig – und da ist er ganz vorzüglich –, definiert weit kürzer: »messagerie électronique« und setzt großzügig (die Franzosen sind gar nicht so) hinzu: »on emploie aussi les abréviations anglo-américaines *e-mail* et français *mél*«. Also: Man verwendet auch (es ist nur halt nicht so gut) das englische Wort, daneben aber auch eine mit einem diakritischen Zeichen energisch einfranzösierte Form, und dann heißt es – eine feine Nuance – »angloamerikanisch«, nicht »englisch«.

Die E-Mail also. Verhält man sich beim Mailen, sprachlich und überhaupt, charakteristisch anders als sonst? Hat dieses »neue« Medium etwas Spezifisches, das eben an ihm als *diesem* Medium hängt und ein besonderes sprachliches Verhalten erfordert oder doch begünstigt? Die Frage ist mit Bedacht vorsichtig gestellt, denn Vorsicht ist in der Tat geboten. Es dürften kaum Zweifel darüber bestehen, dass heute das Mediale gewaltig überschätzt wird, nicht nur bei den so genannten Medienwissenschaftlern (von ihrer Professionalisierung her sind es bloße Germanisten, und vorher waren sie also bestenfalls nur dies). Überschätzt wird das Technische des Medialen. Man bürdet diesem zu viel auf und unterschätzt die Elastizität und die Beharrlichkeit des Geistigen oder einfach des Menschen, der gerne und rasch in alte Bahnen zurückkehrt. Man glaubt, eben an ihr, der medialen Differenz, etwas Festes, geradezu Materielles zu haben und, so dem elusiv unseriösen »Geistigen« entkommend, daran vieles oder alles »festmachen« zu können. Dies und das und jenes ergebe sich mehr oder minder zwangsläufig aus dem Medium selbst. Es sind da zumindest gleich zwei Probleme: erstens die Feststellung »Es ist so« und die Folgerung »Also muss es auch so sein«. Dann zweitens die weitere Folgerung: »Es muss so sein, weil das *Medium* es so will« – als ob das Medium irgendetwas »wollte« oder wollen könnte!

Zunächst ist zu sagen, dass man per E-Mail einen genauso »perfekten« Brief schreiben kann wie per Hand oder wie mit der klassischen oder elektrischen Schreibmaschine. Eine Gemeinsamkeit alles Schriftlichen liegt in der prinzipiell mit ihm gegebenen Möglichkeit der Korrekturverwischung, deren Bedeutung kaum je gesehen wird. Da tritt nun wirklich etwas Technisches mit Folgen ein! Man kann beim Schreiben, rein materiell bedingt, etwas tun, was beim Sprechen keineswegs geht (es

sei denn, man denke lange und intensiv über eine beabsichtigte mündlich zu machende Äußerung nach). Beim normalen Sprechen kann man nämlich nicht so tun, als hätte man sich, wenn man sich korrigiert, *nicht* korrigiert (korrigieren kann man sich da natürlich auch). Ebendies geht aber beim Schreiben, und es ging schon bei den frühen Wachstäfelchen etwa bei den alten Römern. Aber abgesehen davon: Ich kann das oft Korrigierte abschreiben, sei's mit der Hand oder der Maschine. Hier bringt nun der Computer einen entscheidenden Fortschritt. Er radikalisiert – und verbequemlicht zugleich ganz außerordentlich – die Möglichkeit perfekter Korrekturverwischung. Freilich ist dies nur eine quantitative Steigerung, kein qualitativer Umschlag. Der eigentliche Bruch, die qualitative Differenz, liegt in der zwischen Sprechen und Schreiben; selbst ein Keilschrifttäfelchen, das nicht gefiel, konnte weggeworfen werden. Aber zugegeben: Der Weg von dort bis zum Schreiben auf dem Computer ist quantitativ enorm.

Man erhält per E-Mail in der Tat auch »perfekte« Briefe. Besonders die Sekretärinnen behalten die Strukturen bei. Da gibt es keinerlei Zwang, den das Medium ausübte. Das gilt für das Formale wie das Inhaltliche des Briefs, wobei ich mit »formal« das materiell Sichtbare meine, die Gliederung der üblichen Angaben: Name und Adresse des Absenders, Datum, Name des Adressaten, Gegenstand, Anrede, Schlusswendung. Daneben gibt es das Formale in einem schon inhaltlicheren Sinne, also etwa »sehr verehrter« oder »sehr geehrter« oder »lieber Herr X« oder »lieber X« oder »mit freundlichen Grüßen« oder dann »mit vielen« oder »mit herzlichen« (von Karl Valentin, der viel Sprachbewusstheit hatte, ist ein Brief überliefert, in dem in »mit vielen Grüßen« das »vielen« durchgestrichen und durch »einigen« ersetzt wurde, ohne dass also – dadurch wird es sprechender – von der Möglichkeit der Korrekturverwischung Gebrauch gemacht worden wäre). Nur hatte sich diese Art »formaler« Briefkultur schon vor der E-Mail stark gelockert. In meiner Jugend wurden Briefe gelegentlich noch mit »Ihr sehr ergebener« beendet. Mir kam dies besonders höflich, wengleich einigermaßen geziert vor, bis ich belehrt wurde, dass diese Schlusswendung eigentümlicherweise nur von oben nach unten gehen könne – von unten nach oben sei sie schon fast eine Unverschämtheit, weil sich da die Ergebenheit doch wohl von selbst verstehe. Mit dieser Wendung wolle nämlich der »Überlegene« freundlich signalisieren: Ich bin gar nicht mehr als du, ich stelle mich



dir gleich; es ist so, als würden Adlige am Schluss ihren Namen ohne »von« hinsetzen: »Ihr Richard Weizsäcker«. Also: Derlei Feinheiten formaler Briefkultur waren lange vor der E-Mail ganz und gar – und keineswegs technisch bedingt – dahin. Wir müssen also von einigermaßen Rudimentärem ausgehen, wenn wir fragen, was dieses neue Medium an auflockernden Reduktionen *zusätzlich* gebracht hat. Das bedeutet jedoch, dass wir uns erst einmal darüber klar werden, was eigentlich neu ist an ihm.

Sicher gibt es da einiges zu verzeichnen. Eine Absen-deradresse zum Beispiel ist unnötig, denn sie geht von selbst mit, eventuell zusammen mit dem »Brief«, der beantwortet wird. Gliederungen des »Textes« entfallen in der Regel auch. Dann das Formale in einem inhaltlichen Sinn: Bei ihm entfällt nun vieles oder fast alles, ganz besonders wenn da ein reges Hin und Her des Austauschs besteht. Hier gibt es etwas wie eine konstante Vernetzung zwischen zwei oder mehreren oder vielen Personen (im letzteren Fall wird die »message« dann eher wieder formeller sein). Man beginnt den Tag oder beendet ihn, indem man in den elektronischen Briefkasten schaut und eventuell gleich antwortet, und die Antwort kann dann ohne weiteres nur sein: »Ja, danke« oder »Auf keinen Fall« oder »Prima« oder – noch moderner – »Das ist kein Thema«, wenn man meint: »kein Problem«. Schließlich soll ja alles schnell oder sehr schnell gehen, und es soll sich auf Praxisbezug und meist auf »one issue« beschränken ... All dies schafft unwillkürlich – nicht durch das Medium allein, aber doch durch dieses begünstigt – eine enorme Lockerung, verglichen mit dem vormals üblichen und parallel ja noch immer vorkommenden Schreiben.

Zu konstatieren ist zunächst, dass man Fehler in der Schreibung nicht durchgehend oder auch gar nicht korrigiert. Es geht natürlich nicht um die so genannte Rechtschreibung. Eigentliche Verstöße gegen diese (ich meine die neue wie die alte) wird man eher noch korrigieren, vielleicht schon um zu verdeutlichen, dass man über größere Verstöße orientiert ist. Aber Tippfehler und oft in der Tat auch Rechtschreibfehler lässt man stehen. Und übrigens verzichtet man beispielsweise im Französischen und Spanischen, aber auch im Deutschen gerne auf die so genannten diakritischen, dem (lateinischen) Alphabet hinzugefügten Zeichen: Cedille und Akzente, Tilde und Trema. Dann die Schreibkürzel, die es aber natürlich schon vorher reichlich gab. So wieder in den genannten Briefen Gottfried Benns an Ursula Ziebarth, und hier ist es besonders hübsch, weil es nicht in emotional gleich-

gültigem Zusammenhang geschieht: »Sei umarmt u. angeschaut u. angefühlt, Du süßer Mensch. Zärtlich Dein G.« (18. 10. 1954) Aber »zärtlich« wird dann doch ausgeschrieben! Oder in demselben Brief: »Nele kommt Mittwoch nachm. u. bleibt bis Sonntag Vormittag.« Man erinnert sich auch noch an das berühmte »wg.« aus der »Flick-Affäre«. Bedenklicher erscheinen mir gewiss die Smileys oder auch Emoticons, so schön anklingend an »Erotikon«, also :- ) und :-( – standardisierte, schematisch visuell reduzierte Emotion-Signalisierer, und bedenklich ist hier eben die Reduzierung. Es gibt seit geraumer Zeit die Netiquette (komponiert aus »Net« und »Etikette«), über die Miloš Vec berichtete (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1. 9. 2001, S. 52): Im Oktober 2000 erklärte Andy Müller-Maguhn laut Vec »in dieser Zeitung« schon etwas e-mailig und infantil, das Internet sei »mit ohne Staaten, mit ohne Juristen, einfach nur freier Informationsfluss, ein paar grobe Benimmregeln, und sonst macht jeder, was er will«. Es ist wie in Rabelais' Abtei Thélème, wo es heißt: »En leur règle n'estoit que ceste clause: fais ce que voudras!«, »In ihrer Regel gab es nur eine Bestimmung: mach, was du willst!«

Also die Eile, die Kürze, die geringe Dauerhaftigkeit. Unter den so genannten »Weichei-Synonymen« findet sich auch in einer schönen, umfangreichen Zusammenstellung der *Frankfurter Allgemeinen* (vom 22. 4. 2000) der »E-Mail-Ausdrucker«, was zeigt, dass dies nicht das Übliche ist. Schon das Ausdrucken und dann gar das Abheften, das freilich auch elektronisch geschehen kann, wird einem zu viel. Immerhin: Man kann es, *könnte* es, denn es ist im Unterschied zum Telefonieren ja geschrieben ... (Übrigens radikalisiert sich diese Form des Schreibens noch weiter auf den Mobiltelefonen mit ihren SMS-Botschaften.)

Im Schwäbischen erzählen wir die Anekdote von unserem guten Ludwig Uhland. Der soll einmal, ein Gespräch abbrechend, gesagt haben: »Alles hat zwei Seiten«, worauf seine Frau meinte: »Mit oiner Ausnahm!« Uhland fragte zurück: »Ond die wär?« – »Deine Brief!« war die Antwort. Also wirklich: Zwei oder mehrseitige E-Mails sind selten – da gibt es ja die Attachments, die meist keine Briefe sind. Aber wieder: Das Medium selbst verhindert sie keineswegs, und es gibt sie auch, besonders wenn der Brief, etwa ein Bericht von einer Reise, an viele Personen gleichzeitig gerichtet ist.

Spannend scheint mir die Zwischenstellung des Mailens zwischen Sprechen und Schreiben. Vom Materiellen



her ist es eindeutig Schreiben, aber dieses Schreiben ist dem Sprechen stark angenähert, und da haben auch die Smileys ihren Sinn, denn sie sind so etwas wie der das Sprechen begleitende Gesichtsausdruck. Die Annäherung an das Sprechen, die das Mailen zu einem sprechenden Schreiben machen kann (also keineswegs muss), geschieht nun auf geistigem Weg – es bilden sich geistig, im Austausch, der gelernt werden muss, Verfahren heraus, die vermündlichen. Dies ist nun eigentlich sehr, sehr alt. Schon Cicero wusste dies und nicht als Erster. Seine *Briefe an die Vertrauten* (*Epistulae ad familiares*) waren bewusst, er sagt es explizit, so angelegt: »Tecum loqui videor«, »Ich scheine mit dir zu sprechen«. Wieder – was sonst? – die geistige Fähigkeit, das Medium gleichsam zu überspringen, zu verwandeln, zu überlisten, es beinahe zum Verschwinden zu bringen. Der zunächst bloß mediale Unterschied zwischen Sprechen und Schreiben, also zwischen akustischen und optischen und *nur noch* optischen Zeichen, die – im Falle der Alphabetschrift – die akustischen abbilden, wird unmittelbar zu einem geistigen, einem stilistischen.

Peter Koch und Wulf Oesterreicher unterscheiden sehr zu Recht einerseits die mediale Differenz, die bruchhaft ist – entweder man schreibt oder man spricht, da gibt es kein Drittes –, machen dann aber einen Unterschied, den sie »konzeptionell« nennen, und der ist geistig (»konzeptionell« ist dafür ja nur ein spezifischeres Wort). Da reden sie nun treffend von einer »Sprache der Nähe« (genauer: »Nähe-Sprechen«) und einer »Sprache der Distanz« (»Distanz-Sprechen«). Diese letztere Unterscheidung – das ist ihre Pointe – erweist sich als quasi unabhängig von der medialen; sie hat sie nur als Ausgang, und sie ist auch ganz und gar nicht bruchhaft, sondern graduell: *mehr oder weniger* geschrieben oder gesprochen. Ich kann in der Tat schriftlich reden und mündlich, also »nähesprachlich«, schreiben.\*

Das Mailen ist nun – unterstützt, aber nicht zwanghaft bedingt – ein dem Sprechen geistig angenähertes Schreiben. Darin liegt sein Neues und – über sein enorm Praktisches hinaus – seine Gefahr, wenn man von »Gefahr« reden will. Denn natürlich: Eine Art Stummelsprache kann auf diese Weise schnell zustande kommen. Schreiben ist ja in gewissem Sinn nichts anderes als ein genaueres, sorgfältigeres, elaborierteres Sprechen. Und eigentlich ist es auch ein *sprachlicheres* Sprechen. Gewöhnlich wird dies gerade umgekehrt gesehen (und gerade von Linguisten): Eine Sprache sei eigentlich nur im Sprechen, da und nur

da sei sie eigentlich zu Hause. Das Geschriebene als etwas bloß Abgeleitetes, Sekundäres, müsse als ein »Epi-phänomen« betrachtet werden. Diese (klassische) Position lässt sich vertreten. Die andere aber auch – alles hat zwei Seiten: Das eigentliche Sprechen, dasjenige, bei dem die Möglichkeiten der Sprache erst eigentlich in Fahrt kommen, ist die geschriebene Äußerung, und zwar – und hier gibt es nun wirklich einen medialen, also materiellen Grund – weil das Schreiben nur und ausschließlich die Sprache hat und auf alles andere, etwa optische und auch viele und sehr differenzierbare akustische Signale (zum Beispiel Lächeln und Ton der Stimme), verzichten muss. Denn das Schreiben lebt, bei räumlicher oder auch zeitlicher Getrenntheit von Adressat und Absender, ausschließlich im Optischen, es ist monomedial. Entscheidend aber bleibt, dass die E-Mail, welche weiteste Getrenntheit in einem Augenblick fantastisch quasi (quasi!) »vernichten« kann, sehr rasch zu einem spannenden Zwischending wurde zwischen Schreiben und Sprechen. Dieses Zwischending erweist sich als ein »nähesprachliches«, also sprechendes, wenn nicht geradezu plapperndes Schreiben, das in der Tat – im Exzess – der »Gefahr« einer sprachlichen Verstummelung zu erliegen vermag: Es schrumpft zu einer konventionalisierten, von Smileys unterbrochenen oder primitiv und doof gestützten Stummelsprache. Nicht also: »Das Medium ist die Botschaft« (im doppelten Sinne medienwissenschaftlicher Unfug), sondern vernünftiger, aber halt nicht so lustig: Die Botschaft ist zu einem Teil auch das Medium, in dem sie geschieht.

\* P. Koch und W. Oesterreicher: *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Tübingen 1990, S. 5-18.